„das treibt mich an und um“
Gespräch mit Jürgen Doetz

Jürgen Doetz, geb. 9. Oktober 1944, studierte Politische Wissenschaften, Geschichte und Soziologie; war dann Redakteur beim „Pfälzer Tageblatt“, Sprecher des rheinland-westfälischen Kultusministers Bernhard Vogel und bis 1982 stellvertretender Sprecher von Ministerpräsident Bernhard Vogel. Ab 1977 Ministerialrat. 1982 bis 1992 arbeitete er als Programmgeschäftsführer der PKS (Kabel- und Satellitengesellschaft), 1985 bis 2004 als Geschäftsführer Sat.1 bzw. Vorstand der ProSiebenSat.1 Media AG; 1985 bis 1990 war er Vizepräsident des VPRT, dann Präsident. Seit 2011 ist Doetz Koordinator der Deutschen Content Allianz (DCA).

Margarete Keilacker führte mit ihm am 22. November 2016 in Berlin das folgende Erinnerungsgespräch.

Herr Doetz, Sie haben zu Beginn Ihrer Rundfunklaufbahn einen sicheren Posten als hochrangiger PR-Manager und Ministerialrat aufgegeben. Welcher Teufel hat Sie da geritten?

Der Teufel, der vielleicht in dem Beruf des Journalisten steckt – dass er gerne zurückkehrt zu dem, was ihm am meisten Spaß gemacht hat.

Ich hatte nach dem Abitur ein Volontariat begonnen, hatte es dann geschafft, unter über tausend Bewerbern in die deutsche Journalistenschule aufgenommen zu werden, verbunden mit den Perspektiven, die man damals hatte, wenn man es mal dorthin geschafft hatte. Das war praktisch schon feststehend, dass es ein gutes Sprungbrett ist; aber da holte mich dann die Bundeswehr raus aus der Lehrredaktion. Ich bekam die Zusicherung, danach, nach der Bundeswehrzeit, dann erneut in die Lehrredaktion dort einzutreten. Aber bis die Bundeswehr fertig war, war ich verheiratet und Vater einer kleinen Tochter und kümmerte mich dann erstmal darum, dass es mit dem Journalismus und dem Studium weiterging. Dann kam das Angebot, ins rheinland-pfälzische Kultusministerium und dann in die Staatskanzlei zu wechseln.

Ich sagte mir: „Das sollst du mal kennenlernen“. Das war so das Motiv, mal die andere Seite kennenlernen, Politik von innen kennenzulernen. Außerdem war Bernhard Vogel eine Persönlichkeit, die ich von der Heidelberger Uni her schon kannte, aber die ich auch einfach in der damaligen Diskussion über Bildungspolitik und und und… dann gut fand. Dann kam der Wechsel in die rheinland-pfälzische Staatskanzlei, was wiederum ein anderes Aufgabengebiet war, was sehr spannend war, weil Vogel ja zweimal auch ein Kandidat war gegen den Wunschkandidaten von Helmut Kohl, was viel in der Presse ausgetragen wurde, was diese Konfliktsituation betrifft. Also es war wieder spannend.

Aber dann nach insgesamt so elf, zwölf Jahren Laufbahn in der Behörde, dachte ich so, jetzt ist es Zeit zu schauen, ob im Journalismus nicht eine Möglichkeit besteht dahin zurückzugehen. Sicher, ich war bis dahin, bis zu dem Zeitpunkt Ministerialrat auf Lebenszeit. Wechselte dann nicht zum ZDF, wie das damals üblich war für Pressesprecher der rheinland-pfälzischen Landesregierung. Es war Alois Schardt der Programmdirektor des ZDF, der mich auf seinen, ja auch guten, Freund Leo Kirch aufmerksam machte.

Dann kam es zu dem Angebot etwas aufzubauen, was es bisher nicht gab. Wo ein Journalist gefragt ist, aber ein Journalist, der eben auch die Verbindungen in die Politik hatte – das fasziniert. Dann musste ich Bernhard Vogel beibringen, dass ich gehe; und eben nicht nur Bernhard Vogel, sondern auch meiner Familie. Ich weiß noch, ich hatte eine sehr enge Beziehung zu meiner Großmutter, weil ich da auch lange groß geworden bin, die dann natürlich beim Regierungsdirektor schon ganz stolz war und vor allem vor ihren Bridge-Freundinnen dann enorm powern konnte. Ministerialrat, da wusste sie schon nicht mehr so genau, ob es mehr oder weniger ist, aber dann kam die PKS, da konnte sie ihren Bridge-Partnerinnen gar nichts mehr erzählen. Aber im Ernst, natürlich machte sie sich Sorgen, was der arme Enkel jetzt möglicherweise ausgefressen hat oder was passiert sei, denn man macht sowas nicht – so eine Lebenszeitperspektive.

Sicher, mit Familie und so weiter hat man sich das zweimal überlegt, aber es reizte zu sehr. Es war also die Verbindung von Journalismus und Politik, wo ich sagte: „Ne, das kann jetzt die Herausforderung sein, die du vielleicht von Anfang an wolltest“. Und dann bin ich gesprungen.

Hätten Sie denn eine Rückkehrmöglichkeit gehabt?

Drei Jahre lang hatte ich die Rückkehrmöglichkeit. Die ersten drei Jahre galt es so als, ich sage mal, Weiterbildung für den öffentlichen Dienst, dass man mal so was kennenlernt. Aber nach drei Jahren hat dann die Staatskanzlei mich darauf hingewiesen und auch Herrn Vogel drauf hingewiesen, jetzt müsste man es dann schon zu einer endgültigen Trennung kommen lassen. Dann haben die nachgezahlt in die Rentenkasse, und das war es dann.

Und sie hatten aber vom Rundfunk eigentlich keine Ahnung?

Ich war nie rundfunkjournalistisch tätig, jetzt mal ausgenommen – ich hatte, glaube ich, einen Fernsehauftritt im damaligen Südwestdeutschen Rundfunk in einer Schülerquiz-Sendung „Die 6 Siebeng‘scheiten“. Das war meine einzige Fernseherfahrung und deswegen schickte mich Herr Leo Kirch dann erstmal sechs Monate zum ORF. Er war sehr gut befreundet mit Gerd Bacher und sagte: „Du musst jetzt mal Fernsehen kennenlernen, wie das alles funktioniert“. Da hatte er dann mit Gerd Bacher praktisch so ein Trainee-Programm ausgearbeitet. Also erstmal auf den Küniglberg durch die verschiedenen Redaktionen. Dann in das Linzer Landesstudio und und und…. Das war eine tolle Zeit. Sechs Monate Wien ist schon toll, aber sechs Monate Wien und ORF, der damals auch viele Programme hatte, die prägten allein die Nachrichtensendungen, die Talkshows, die es da gab – war ja vieles in Bewegung und zwar sehr, sehr ansprechend in Bewegung. So etwa vergleichbar wie bei uns Radio Bremen eine große Rolle gespielt hat – im inhaltlichen Bereich, was spannende Programme betrifft. Da marschierte ich da sechs Monate im ORF rum. Die Leute hatten so einen Eindruck: Naja, ist das jetzt ein Austauschstudent, der Alte, der Intendant, da hängt er da dran, muss irgendwie so ein Trainee-Programm sein. Dass ich damals schon meinen Vertrag mit der PKS hatte und dass hinter mir praktisch Leo Kirch stand, dass wussten beim ORF drei, vier Leute, später wurde es dann natürlich bekannt. Aber das wurde deswegen nicht weniger freundschaftlich, was die Menschen betrifft, mit denen ich dort etwas zu tun hatte.

Das war dann meine Trainee-Zeit und dann ging es in wenigen Monaten Aufbauzeit in Ludwigshafen auch schon mit dem praktischen Fernsehen los.

Sat.1

Sie waren einer der drei Geschäftsführer des Konsortiums?

Ich war damals der einzige Geschäftsführer.

Aber später kamen noch andere dazu.

Später kamen immer Finanzgeschäftsführer. Dann, nachdem es deutlich wurde, die Programmzulieferung via Kassette durch die zehn Konsortialmitglieder des damaligen ECS – das war das Satellitenkonsortium – ist mehr so eine Sammelleidenschaft, das einzige was aktuell war, waren die Nachrichten der FAZ und die kamen dann auch erst mit Kradfahrer aus Frankfurt und waren auch von der Lebendigkeit der damaligen FAZ geprägt. Alles spannend und wie gesagt, mein Job war sicher die ersten Jahre überwiegend nicht die Programmreichweite, sondern die Senderreichweite auszubauen. Also aus Ludwigshafen und der Vorderpfalz heraus zu senden. Damals dann erstmal nach München in das dortige Kabelpilotprojekt. Aber dann begann natürlich die, heute würde man sagen, Roadshow, also die Reise durch die deutschen Bundesländer und das Kämpfen um Frequenzen. Das war die Reichweite, um die ich im Wesentlichen kämpfen musste und weil sie es gerade sagen, es kamen dann andere Geschäftsführer dazu.

So richtig ernst genommen, hat man uns, glaube ich, gerade in der Branche dann, als nach zwei Jahren Sat.1 Peter Gerlach vom ZDF Programmdirektor wurde, weil der galt wirklich als einer der besten Unterhaltungschefs im deutschen Fernsehen. Alles Quotenrenner des ZDF, aber aus politischen Gründen kam er im ZDF nicht weiter. Es war eben die Zeit, wo oben runter dekliniert wurde „Schwarz-Rot, Schwarz-Rot, Schwarz-Rot“ und da wurden wir dann richtig ernst genommen. Nach einem Jahr hatte er dann bei uns im Büro einen Schlaganfall, was dann wieder eine schwierige Phase war.

Aber da kam wieder so etwas wie „Naja, die vom Pilotprojekt“ oder „diese Ableger von Leo Kirchs Programmkeller“ oder wie auch immer. Da haben dann auch die Öffentlich-Rechtlichen, die uns am Anfang eher so wie „Naja, was haben wir da für Adoptivkinder“ oder „Was läuft denn da, Schmuddelkinder, Besserwisser“, „Was läuft denn da jetzt durch die Heiligen Hallen?“... nach einer gewissen Zeit war die Phase, wo sie uns ausgelacht haben, dann vorbei und dann begannen andere Zeiten. Aber ich war nie allein außer in der Gründungsphase.

Sie gelten ja zu Recht als „Mann der ersten Stunde des Privatfernsehens“ oder „Pionier des Privatfernsehens“, wie man es eben möchte. Sie haben also vorwiegend um Frequenzen gekämpft bei PKS zunächst, und was gab es noch für Probleme?

Es gab natürlich die Programmkoordinierung. Das war bei zehn Programmlieferanten schwierig bis hin zu so kleinen…

Also jeder hat sein Programm geliefert?

Je nach Stärke innerhalb des Konsortiums. Das bedeutete, über die Hälfte des Programms kam von Leo Kirch, aber eifersüchtig natürlich beobachtet vice versa auch von den Burdas, den Bauers, den Bertelsmännern, wer auch immer noch in diesem Konsortium war und vor allem den Zeitungsverlegern. Es hatten sich damals 130 Zeitungsverlage zur Aktuell Presse Fernsehen GmbH zusammengeschlossen, die Gesellschafter waren, neben Springer.

Das war schon reizvoll, das zu koordinieren, bis hin zu der Tatsache, dass meistens bei den Serien und Spielfilmen, die einmal in der Woche aus München aus dem Keller von Leo Kirch angeliefert wurden, oft die Längen nicht stimmten. So dass wir dann feststellten am Vortag „Hoppla, da fehlen 15 Minuten, da fehlt mal das". Gott sei Dank war Ludwigshafen damals so eine Art Pilgerstätte war für alle die: „Was ist denn Privatfernsehen in Deutschland?". Dann habe ich mir immer diese Gäste der AKK (Anstalt für Kabelkommunikation), wenn sie irgendwie verkraftbar waren, in den Keller geholt, habe mit denen ein Interview gemacht oder habe, weil es ja auch ein regionaler Bereich war, morgens eifrig die Regionalzeitung studiert, ob irgendwas passiert und habe eigentlich fast täglich dann irgendwie fünf bis fünfzehn Minuten – als Talkshow kann man es nicht bezeichnen – sagen wir mal, Interview vor einer Kamera geführt. Da fühlte ich mich dann doch wieder so etwas als Journalist und weniger als ein Koordinator.

Aber dann ging es sehr schnell um einerseits diese ganzen medienpolitischen Themen. Andererseits, und das war finanziell sehr entscheidend, um den Ausbau eines Regionalsenders zu einem bundesweiten Sender, was dann nochmal aktuell wurde nach der Wende, als die ostdeutschen Länder mit zum Aufbau von Reichweite aber auch für die Inhalte zur Verfügung standen. Das war also sehr anstrengend.

Ich glaube, PKS, später Sat.1, hat mal abgesehen davon, dass ich am ersten Januar 1984 dann die Zuschauer begrüßen durfte mit so einem Programmschnipsel, damals dachte niemand an YouTube, aber heute kann man sich den dann angucken und ich bekomme ihn bei jedem Jubiläum irgendwie wieder vorgespielt und kriege dann das „Ah" und „Oh" – wie auch immer. Ich kann sicher die Begrüßung auch noch auswendig. Aber das war nicht das Entscheidende, sondern geholt hat man mich stärker als Journalist, der Politik kennt oder Politiker, der auch vom was Journalismus versteht – also in der Kombi. Ich war sicher nicht der Experte für die Entwicklung von Serien oder Beauftragung von Spielfilmen.

Im Nachhinein kann man sagen oder sagt man, dass Sat.1 damals auch etwas als das ganze medienpolitische Frontschwein in der Diskussion betrachtet wurde. RTL war sicher von den Inhalten her – zumindest in den Anfangsjahren – frecher, anders, die hatten eben keinen Keller von Leo Kirch im Kreuz, sondern haben vieles selbst entwickelt. Wir waren mehr Old School. Im ersten Jahr sonntags ohne Werbung und abends nach Mitternacht mit der Nationalhymne als Programmschluss. Also, wenn man so sagen kann, öffentlich-rechtlich neu verpackt von den Inhalten her. Aber es war nicht das andere Fernsehen. Ich weiß noch die „BUNTE", glaube ich, war es, die um den ersten Januar 1984 herum ganz auf der Titelseite geschrieben hatte: „Jetzt geht Fernsehen

richtig los“. Na gut und die Leute sahen dann halt wieder „Lassie“ oder irgendwas anderes. Also das war nicht die Revolution. Das war „Tutti Frutti“ dann aus Luxemburg schon, wurde stärker wahrgenommen. Allerdings, das sollte jetzt nicht so zur eigenen Darstellung dienen. Das war damals vor allem die technische Reichweite und der Abbau von medienpolitischen Hindernissen, die mindestens so wichtig waren wie die Programmakzeptanz. Von daher gesehen war das eine unheimlich spannende Zeit, aber die Politik erwartete ja auch immer gewisse Programme. Da ging es erst um die Frage der Nachrichten, dann um die Frage Regionalprogramme.

Die Regionalprogramme waren praktisch Teil politischer Forderungen. Also lag das dann bei mir auf dem Tisch. Da musste es glaubwürdig sein. Ich musste ja da draußen immer die Politik und das Programm vertreten und dann in Schleswig-Holstein glaubwürdig dafür kämpfen, dass wir die dänischen Minderheiten künftig im Programm herausragend bedienen werden, wenn es um neue Frequenzen ging. Später erlebte ich das dann in Sachsen nochmal mit den Sorben. Aber ich stand nie an der Front, bei der Produzenten jetzt beauftragt wurden, die Serie x zu machen. Da hatten wir Glück, gute Leute zu haben, beziehungsweise auch aus dem Kirch-Bereich gute Leute zu haben. Aber der erste Programmdirektor war Leo Kirch selbst.

PSK war ja ein Pilotprojekt?

Ja.

Wie haben Sie denn damals die Risiken gesehen?

Es war nie ein Pilotprojekt im wahren Sinne des Wortes. Der bedeutet eigentlich, dass, wenn es nicht funktioniert, schaltet man wieder ab. Sondern es wurde ja schon während der Laufzeit des Pilotprojektes ein Gesetz verabschiedet, dass eigentlich das Privatfernsehen dauerhaft reguliert hat. Also, es gab dann zwar ordnungsgemäß nach drei oder vier Jahren einen Erfahrungsbericht, der veröffentlicht wurde, aber da waren wir schon längst national unterwegs. Die Verpflichtung haben wir nie als Bedrohung empfunden. Pilotprojekt war der Versuch, eine politische Einigung zwischen denen, die pro Privatfernsehen waren, und denen, die dagegen waren, herbeizuführen. Denen, die dagegen waren, hat man gesagt, es ist nur ein Pilotprojekt und denen, die dafür waren, hat man gesagt, es ist erst mal ein Pilotprojekt, nicht mehr, nicht weniger.

Sie hießen von Anfang an PKS, das heißt Kabel- und Satellitengesellschaft. Das Programmprojekt war aber eigentlich ein Kabelpilotprojekt?

Es war ein Kabelpilotprojekt, aber wir mussten ja schon den Satelliten, damals war es noch ein Fernmeldesatellit, benutzen, um die Programme zum Beispiel von Ludwigshafen in das Münchener Projekt zu bringen. Es war wie immer auch der Visionär Leo Kirch, – neben vielen anderen Facetten – Visionär Kirch, der sich früh zum Beispiel mal in seinem Büro damals traf mit Herrn Bacher (ORF) und einem Hochkaräter aus dem Hause Bertelsmann, um zu überlegen, ob nicht Bertelsmann und Kirch mit dem ORF ein paneuropäisches Fernsehen aufbauen könnten, zur weiteren Verwendung des Kirch-Kellers am Programm, Versorgen mit Programm.

Weil: Schon damals spielte der Satellit in den Überlegungen eine Rolle, was die Weiterverbreitung betraf. Man hat international natürlich auch zur Kenntnis genommen, dass diese Fernmeldesatelliten, die wir am Anfang genutzt haben, um Programme zu übertragen, zu anderen Sendemasten praktisch, dass es da auch technische Entwicklungen gibt, die den Individualempfang, also 50- oder 60-cm-Schüssel – hieß: das kann ich dann auf den Balkon stellen –, diesen Individualempfang möglich machten. So wie die Entwicklung des Kabels in Amerika letztendlich das Privatfernsehen bei uns erst ermöglichte, so war es dann auch praktisch in Amerika schon der Satellit, der bei der Namensgebung für Kabel und Satellit Pate stand.

An was niemand damals dachte, ist, dass es auch einmal eine terrestrische Verbreitung der Programme geben wird. Da war die Auskunft von ARD und ZDF, und der folgten alle gerne: „Es gibt in Deutschland keine überflüssigen Frequenzen". Und dann irgendwann hat man daran gedacht: „Naja, müssen wir doch mal schauen, anderen Ländern ist es auch möglich". Und dann war es ein Messwagen aus dem Hause Berlusconi, der in Deutschland Frequenzmessungen vornahm und feststellte: „Ne, hier gibt es jede Menge freie Frequenzen" und dann kam also der dritte Verbreitungsweg. Das sollte eigentlich dann auch der Durchbruch sein.

Aber zu ihrer konkreten Frage, ja PKS war damals eine Tochter des Raiffeisenverbandes, des Genossenschaftsverbandes. Leo Kirchs Hausbank war die DG Bank und die waren auch der offizielle Antragsteller, was manchmal ganz spannend war, wenn ich dann in der Gegend um Ludwigshafen herum bei irgendeiner Mitgliederversammlung der Volks- oder Raiffeisenbanken denen erzählte, dass sie gerade den Aufbau des privaten Fernsehens finanzieren. Aber das war eine interne Verabredung, es waren offiziell meine Chefs, aber es war aufgrund entsprechender Vereinbarungen zwischen Kirch und DG Bank geregelt, dass das eine Investition für die Banken war, aber dass das Leo Kirchs Expansion in seinem Hausgeschäft war, das heißt Filme und Serien zu verkaufen.

Sie haben dann sehr schnell aus der PKS Sat.1 gemacht, bereits ein Jahr später.

Wir nannten uns schon ECS Sat.1 Satellitenkonsortium am Start, weil die Lizenz, am 1.1.1984 senden zu dürfen, hatte schon dieser Zehnerclub, dieses ECS-Konsortium, aber Programme hatten eben nur zur Verfügung einmal Ravensburg, die hatten Spieleprogramme, Leo Kirch hatte natürlich den Keller voller Programme, dann kam die FAZ, die ein Jahr lang Nachrichten sendete und die Musikbox, wenn sie so wollen, der erste deutsche Musikkanal. Die vier hatten am ersten Januar 1984 Programme, also ging es nur mit einem Teppich dieser vier Programme los und für die restlichen anderen, die noch keine Programme hatten, spielten wir dann munter Kirchs Serien und Spielfilme ab.

Darum war der Name Sat.1 praktisch schon ein Begriff, ein interner Begriff innerhalb des Konsortiums, aber wir nannten uns PKS, vielleicht hatten auch die anderen Konsortialmitglieder Sorge, dass ihr Name dann zu sehr mit dem Namen von Leo Kirch verwechselt werden könnte oder wie auch immer, weil das war ja nie ein ganz friedliches Verhältnis zwischen unseren Hauptgesellschaftern.

Können Sie dazu noch was sagen?

Ja, ich sage mal so, natürlich kam, wie Ludwigshafen ernst wurde als Pilotprojekt und damit als Einfallstor für privates Fernsehen in Deutschland, jeder um die Büsche, der glaubte, dahinten ist jetzt Kalifornien und irgendwo liegen die Goldbarren bereit. Und da gab es eine Informationsveranstaltung, in den sonst nur Ringern bekannten Pfifferstadt-Turnhallen. Und alle die sich beworben hatten, über hundert, waren eingeladen, da jetzt mal Ausblick auf ihre Programme zu geben. Dann stand man mit seinem Kassettenrekorder, Fernsehapparat da und zeigte irgendwelche Serien, aber es wurde auch erwartet Herr Beckenbauer mit seinem Mentor Schwan. Aber die brachten kein Programm mit, sondern sich selbst, weil sie wollten Sportfernsehen da gründen.

Abstruse Geschichten kamen da, aber es zeichnete sich immer mehr ab: Es gibt die Verleger, die diesen einen Kanal – für privates Fernsehen vorbehaltenen Kanal – besetzen wollten und es gab Leo Kirch, der gesagt hat: „Ne, Privatfernsehen ist meins". Dann war es eben ein monatelanges Moderieren der Politik der beiden Gruppierungen und eine Zwangsheirat. Man hat gemerkt, einer allein geht nicht und dann hat man gesagt, gut, wir machen es dann zusammen. Kirch glaubte nie, dass Verleger Fernsehen machen können. Den Verlegern ging es erkennbar darum – damals –, wenn man schon Geld verliert, dadurch, dass ein neuer Werbeträger in den Markt kommt, dann will man wenigstens mit der anderen Tasche dabei sein und mitkassieren.

Die Verleger haben auch Lehrgeld bezahlt, es gab dann auch ab dem Start den Versuch eines Lokalfernsehens durch die örtliche „Rhein-Pfalz", die ein Jahr lang da mit viel Engagement, viel Geld ein Regionalprogramm gemacht hat, aber das nach einem Jahr dann eingestellt wurde und dreißig Millionen Mark damit in den Sand gesetzt hat. Also von daher gesehen, diese Zwangsverheiratung blieb immer mit all dem Trennenden, was schon in den Begriff drin steckt, oder mit dem Risiko des Trennenden, was drinsteckt wie so ein Damoklesschwert. Es eskalierte ja dann auch bis hin zur Aufsichtsratssitzung, da saß dann da die Geschäftsführung und in ihrer Mitte dann ein Notar, der bestellt war zur Leitung der Aufsichtsratssitzung, nachdem sich die Verleger und die Kirchgruppe wechselseitig aus der Gesellschaft ausgeschlossen hatten.

Dann gab es natürlich die Notwendigkeit, dass wir für die Versorgung von Sat.1 einen Film-Deal machen mussten, da ging es um viel Geld. Es war ein operatives Geschäft und Werner Klatten und ich unterschrieben nachts im berühmten Sheraton in Frankfurt, berühmt deswegen, weil dort immer wieder Verträge geschlossen wurden, die man nicht tagsüber beschlossen hat, diesen Vertrag, da wurden wir dann auch angezeigt. In der „Bild"-Zeitung konnte man dann lesen auf der Seite eins: „Wirtschaftskriminalität in einem in der bisherigen Geschichte der Bundesrepublik Deutschland unbekanntem Ausmaß". Den Satz habe ich mir gut gemerkt, weil das macht dann beim Metzger Spaß, wenn man einkaufen geht und die gucken, ob man das gerade zahlen kann. Gut, es wurde geschossen hin und her, am Schluss hat man sich dann zusammengerauft, aber parallel begann ja auch die Zeit, als Kirch versuchte, den Springer Verlag zu kaufen. Also, es wurde dann auch die Ebene der Auseinandersetzung erweitert bis dahin, dass Springer letztendlich mit der Forderung der Rückzahlung von Geldern bei der Insolvenz Kirchs auch schon eine Rolle spielte. Also, das war von Anfang bis Ende eine schwie-

rige Geschichte zwischen den beiden. Und gerade was die Geschäftsführer betrifft, da wurde man beäugt: Ist man jetzt wieder ein Kirch-Mann? Und dann kamen Verlagswirren dazu und wir haben dann doch versucht, irgendwo so ein gemeinsames Sat.1-Erlebnis-Gefühl-Power draus zu entwickeln, was auch bei vielen gelungen ist – trotz des Gesellschafterstreits.

Dann begann irgendwann die Zeit, wo dann erst Haim Saban den Sender oder die Gruppe übernahm. Vorher war schon die Fusion von ProSieben und Sat.1. Wir als Sat.1-ler konnten das nie so verstehen als Fusion, sondern als eine Übernahme durch ProSieben, weil wir hatten gerade zwei, drei Jahre vor der Fusion endlich ein gemeinsames Quartier als Sat.1. Wir waren in Berlin. Vorher waren wir am Anfang Hamburg, Ludwigshafen, Berlin. Dann kam Hamburg, Mainz, Berlin. Dann konnte man den Hamburgern klarmachen, wir müssen an einen Standort. Schwierig war es in Mainz, denn da hatten wir unsere Lizenz.

Als das alles dann politisch geklärt war und wir dann alle an einem Standort saßen, dann merkte man auch: Jetzt hat der Sender so ein Gemeinschaftsgefühl, wir sind ein Sender. Vorher waren es die Hamburger, die Mainzer und die Berliner. Die Stärksten waren eben die Mainzer, aber für die anderen natürlich die Provinz. Aber wie dann Berlin gemeinsam kam und das so unheimlich, also in nächster Nähe des Gendarmenplatzes, war das für viele, also auch für mich persönlich, so ein Erlebnis. Wer hätte gedacht in seiner Geschichte, in seinem Lebenslauf, dass man dazu gehört. Dann hatte ich ein Büro und guckte auf den Gendarmenplatz.

Wir haben dann eine 31 Städte umfassende „Tournee“ – so ein Kennenlernen – durch die DDR in diesem Wendejahr gemacht. Natürlich war das schon wieder das Reichweitendenken. Irgendwo hat man dann auch persönlich ein schlechtes Gefühl, wenn nebendran dann so irgendeiner mit seinem Bus stand und irgendwelche Reiseprospekte verteilte oder Versicherungen, weil es war dann mehr so die Atmosphäre, naja, dann dachte man, ja so irgendwie muss es gewesen sein, als Jesus die da aus dem Tempel geworfen hat. Aber wir haben das dann gemacht, mit viel Erlebnissen dann auch was Sachsen betrifft und die Runden Tische betrifft, und Versuche dann eben gerade in Sachsen mal vom, wie heißt das, Weißer Hirsch?

Ja, in Dresden?

Ja, in Dresden war das dann; in Dresden mit Augenzwinkern der Telekommunikationsbehörden schon mal einen Sendemast über das Wochenende aufzustellen und Privatfernsehen zu senden. Wenn ich heute die Quoten sehe und sehe, dass meistens Sat.1 noch vor RTL liegt, weiß ich, dass liegt damals begründet, weil wir schon in der Zeit, als alle Welt sprach von diesem weißen Fleck, was die Rundfunkversorgung betrifft, die Leute sich Satellitenschüsseln gebastelt hatten und Privatfernsehen geschaut hatten, mehr als ARD und ZDF, was technisch schwer war. Bis zum Aufbau des Medienstandortes Sachsen, wo der heutige Ministerpräsident dann Abteilungsleiter war, zum Aufbau einer Sächsischen Staatskanzlei und natürlich ein neues Mediengesetz her sollte. Die DDR-Zeit war sehr sehr spannend bis hin – was auch fast niemand so mitbekommen hat –, dass eine der letzten Sitzungen der Volkskammer der DDR noch das Privatfernsehen, die Einführung des Privatfernsehens in der DDR beschlossen hat. Ich hatte dann

natürlich Kontakt zu den Mitgliedern des Medienausschusses. Es war also alles in diesem Wendejahr.

Dann kommt so eine Phase, da muss man nicht unbedingt drauf stolz sein, aber wir flogen dann gemeinsam nach New York. Damals war unser Programmheld Boris Becker, weil wir hatten Tennis rauf und runter im Programm und schauten dann mit denen Boris Becker in Flushing Meadows und skizzierten abends im Hotel dann die Grundzüge eines neuen Mediengesetzes für Sachsen. Das dann auch im Wesentlichen so verabschiedet wurde, nur dann im Einigungsvertrag wieder rausgestrichen wurde, mit dem Argument, man müsste in den neuen Ländern jetzt erst mal den öffentlich-rechtlichen Rundfunk einführen. Also, das sind alles so Beispiele dafür, wo es immer wieder um Politik, um Reichweite ging – wenn Sie so wollen als Voraussetzung dafür, dass man auch die Programmreichweite bekommt.

Auf das Programm waren wir damals auch alle stolz, wenn man sieht, dass wir als Sat.1 mit Sicherheit die Sportberichterstattung, ja man kann schon fast sagen, revolutioniert haben mit „ran“, und auch heute noch Leute wie Beckmann und so weiter immer noch in ihrer Vita darauf stolz sind, das aufgebaut zu haben. Oder bei den Fernsehfilmen waren wir gut, den „Tunnel“ und anderes hat jeder gesehen, oder den Sonntagabend für die Talkshow mit Erich Böhme – „Talk im Turm“. Das waren ja alles Programme, von denen man nicht so weiß, ob sie heute noch in die Programmplanung hineinpassen würden. Aber sie haben auf jeden Fall den Sender Sat.1 groß gemacht. Der Sender Sat.1, nachdem er sich vom Keller etwas befreit hatte, sondern selbst etwas produziert hatte, war schon eine eigene Programmmarke. Eine gute Programmmarke. Nicht so eine, ich sage mal, gewaltsam oder auch bewusst immer hin getrimmt „Wir-müssen-alles-anders-machen“ – wie das bei RTL war –, sondern durchaus hervorragend auch handwerklich gemacht.

Aber wie gesagt: Wenn Sat.1 heute noch als Familiensender gilt, dann ist es in der damaligen Zeit begründet. Weil wir versuchten, möglichst breit in dem Angebot zu sein und auch nicht dem folgten, was am Anfang bei der Einführung des privaten Fernsehens immer so eine Diskussion in der Politik war: Der öffentlich-rechtliche Rundfunk ist rot. Jetzt kommt das schwarze Privatfernsehen. Gut, den Versuch gab es auch einmal bei Sat.1, als Leo Kirch uns darauf aufmerksam machte, es wäre doch schön, wenn wir eine regelmäßige Sendung mit Helmut Kohl im Programm hätten.

Dann gab es diese Sendung, glaube ich, drei- oder viermal, „Zur Sache, Kanzler“. Klaus Mertes hat befragt. Dann wurde das dann wieder abgebrochen, weil ich glaube, es hat weder dem Kanzler noch dem Sender gutgetan. Aber sonst waren wir ein Fernsehsender, der vieles ausprobiert hat, vieles gut gemacht hat, auf das man stolz sein konnte und der eigentlich, wie gesagt, auch wenn die Quoten oft anders war, als die Eins im privaten Fernsehbereich in Deutschland lange Zeit galt. Eine Rolle, die heute RTL spielt.

Sie haben...

Sie merken, Entschuldigung, es sprudelt dann immer...

Ist doch ok! Sie haben angefangen mit ihrer Programmphilosophie gerade, können Sie dazu noch ein bisschen mehr sagen? Also, ich lese immer, Sie bestanden darauf, Unterhaltungsfernsehen zu machen. Wie hat sich das auch entwickelt in der Zeit, in den zwanzig Jahren, in denen Sie Geschäftsführer waren?

Am Anfang war der Vorwurf „Es-ist-immer-dasselbe“, den man uns gemacht hat, sicher berechtigt, weil wir haben das Unterhaltungsprogramm damals gerade bei Sat.1 nicht neu erfunden, sondern hatten den Vorteil einer guten Programmversorgung, den Nachteil, dass es sich meistens um Programme handelte, die bereits im Markt gewesen sind. Wie schon mal gesagt, RTL als der zweite Sender kam einen Tag nach uns in den Äther, hatte eben aus diesem Programmmangel das Positive gemacht. Kreativität, neu, anders und das auch mal sehr schrill und sehr laut. Sie galten damit vom Inhalt bald als die Innovativeren, die Anderen, während wir waren mehr so die Bürgerlichen. Aber eben dann aufgrund besonderer Programme auch immer stärker wahrgenommen. Das galt nicht für die ganzen Programmflächen, aber bei uns gab es das erste Frühstücksfernsehen, gab es auch die Regionalprogramme, gab es aber vor allem im Bereich Fernsehfilme, gab es im Bereich, wie gesagt, Politik – Erich Böhme sei als Beispiel genannt – und im Bereich Sport wirklich Qualitätsmarken. Und mit denen konnte man immer stärker antreten und hat auch was erreicht, auch die Werbung.

Wir hatten dann um die 2000 herum dann das erste Jahr mit schwarzen Zahlen, also es ging auch auf diesem Wege, wie gesagt, etwas, manche sagen langweiliger, manche sagen qualitätsvoller, ich sage natürlich erfolgreich, aber es musste natürlich vom Ansatz her ein Unterhaltungsmedium, ein Unterhaltungsangebot sein, weil für Leute, die sich in politischen schwierigen Situationen informieren wollen und, und, und..., die gehen natürlich dann zu ARD und ZDF. Wir hatten kein Netz von Auslandskorrespondenten zum Beispiel, was natürlich zu einer politischen Berichterstattung dazu gehört. Aber wir konnten den Leuten das geben, was sie brauchen, um informiert zu sein. Wenn es in die Tiefe gehen sollte, dann gab es auch bei uns Dokus. Dann gab es auch die Sondernachrichtensendungen, aber wir brauchten ja immer die Reichweite als die Währung für die Einnahmen, für die Werbung. Das auch in das Verständnis eben in die Politik durchzusetzen, war verdammt schwierig, weil man hatte uns von der Politik her grünes Licht für den Start des Privatfernsehens gegeben, aber dass dann der Kampf um die Quote letztendlich das Programm bestimmen muss, das hat die Politik nicht so kapiert gehabt. Die hat gedacht, okay, sie kriegen jetzt schwarz statt rot oder irgendwie noch etwas Weiteres – Thema: Entautorisierung des klassischen öffentlich-rechtlichen Rundfunks. Aber das allein aufgrund der Finanzierung dies Konsequenzen hat... Ich habe den Leuten dann versucht beizubringen, wenn ich 30/40 Prozent Einschaltquoten habe mit Ballett, dann kriegen sie beim Privatfernsehen Ballett rauf und runter, nur es war nicht so, sondern es hat sich der für politische Diskussion untaugliche Begriff Massengeschmack durchgesetzt, weil wir brauchten viele Leute und haben es aber dennoch geschafft, auch mit Programmen, die allgemein akzeptiert wurden, Aufmerksamkeit zu kriegen.

Ich finde, der Spagat zwischen dem Quotenwert und dem ökonomischen Wert hat begonnen aufzugehen, aber das war ein enormer Lernprozess für die Politik, dass man kommerzielles Fernsehen auch kommerziell betreiben muss. Da waren die Vorstellun-

gen früher mal ganz anders, was dazu führte – das aber nur als Randbemerkung – , dass sich viele derer, die damals für die Einführung des privaten Fernsehens/des privaten Rundfunks gekämpft haben, heute erklären müssen, warum sie das damals denn für richtig gehalten haben, angesichts von Programmen, die so etwas fremd für den konservativen Zuschauer sind. Während die Sozialdemokratie, die uns am Anfang nur zähneknirschend zur Kenntnis genommen hatte; wir haben da nie Probleme mit denen. Also es ist, wenn Sie so wollen, eine seitenverkehrte Diskussion. Aber klarzumachen, das merkt man heute noch, wir können nur akzeptieren, wenn wir über die Reichweiten verfügen, die es für die Werbung spannend macht, uns zu finanzieren. Das ist ein ganz schlichter Satz, aber der hat natürlich auf die Programmgestaltung erhebliche Einflüsse. Es muss immer wieder erkämpft werden. Auch heute ist die Diskussion in der Politik immer sehr schnell bei Programminhalten und wenn man eine Verbindung herstellt zwischen Inhalten und Ökonomie, dann lehnt man sich in der Politik zurück so nach dem Motto „Das müsst ihr irgendwie selbst schaffen, uns geht es nur um die Inhalte“. Aber gerade bei den Inhalten haben sie eigentlich am wenigsten verloren, was politischen Einfluss betrifft. Da sind wir uns auch mit den öffentlich-rechtlichen Anstalten einig.

Öffentlich-Rechtliche und Private

Sie hatten vorhin schon mal angedeutet, die Öffentlich-Rechtlichen haben Sie anfangs nicht besonders zur Kenntnis genommen und ernst schon gleich gar nicht. Wie hat sich das entwickelt? Wann denken Sie war so der Punkt, wo es anders wurde?

Das Anfangsverhältnis war, wie gesagt, schwierig, beziehungsweise es war eine gewisse Überheblichkeit bei ARD und ZDF da, die aber dann durchaus auch praktische Konsequenzen hatte, so dass wenn man ein Kamerateam auf den Markt geholt hat, denen schon klar war, wenn sie für uns arbeiten, als Freie für uns arbeiten, ist es mit dem nächsten Auftrag bei ARD und ZDF schwierig. Diese Wechsel, die ja später normal wurden, das gab es damals praktisch nicht in der Form. Aber nach so einer Phase, die man so mit den ersten beiden Jahren einordnen müsste, der Überheblichkeit, merkten die aufgrund der wachsenden technischen Bedeutung, das waren jetzt nicht mehr die Kellerkinder aus Ludwigshafen mit ihrem Studio zwischen Schlachthof und Friedhof. Das hatten wir ja alles schön ausmalen können und sich auch nicht so sehr davon berührt zu fühlen. Aber dann, als es mit der technischen Reichweite besser wurde, das heißt in der Fläche überall zur Kenntnis genommen wurde und als dann auch die Programme stimmten.

Wir waren der erste Sender als Sat.1, der ein Tennisturnier aus Cincinnati übertrug. Da kam irgendwie die FAZ, ich weiß heute nicht mehr wie, der damalige Verantwortliche, der Jens Wendland, der auch eine große öffentlich-rechtliche Karriere hat, hatte da einen Bekannten und wir bekamen für 60.000 Dollar das Tennisturnier in Cincinnati und dort gewann ein junger Typ namens Boris Becker. Plötzlich merkte man: Das läuft: Tennis, der Junge, läuft! Dann waren wir praktisch dabei. Wie selbst meine schon zitierte Großmutter begeistert sagte: „Hast du gesehen, was der für einen Slice gespielt hat“ und ich sage: „Oma, was ist ein Slice?“. Kam gut an.

Also nur spaßeshalber, das war dann so eine Entwicklung, wo die das Gefühl hatten, jetzt haben sie die Zeit verschlafen. Dann natürlich das Lieblingskind Sport in einer völlig neuen Verpackung, und die Leute liefen nicht entsetzt weg, sondern denen gefiel das. Das waren dann die Momente, wo sie angefangen haben abzukupfern.

Dann kam praktisch das Pendel genau in die andere Richtung. Das Quotendenken begann zu der Zeit bei den öffentlich-rechtlichen Anstalten. Den Fehler haben sie sehr schnell gemacht und damit natürlich angefangen, die Diskussion um die Sinnhaftigkeit des öffentlich-rechtlichen Rundfunks anzuheizen, nicht in der Schärfe, in der es in der Folgezeit öfter diskutiert wurde, aber zu fragen: Okay, wie entwickelt ihr euch weiter, wenn die Privaten jetzt dies offensichtlich senden können? Müsst ihr jetzt dann in den Wettbewerb mit den Privaten, um die gleichen Inhalte gehen oder entwickelt ihr euch auch weiter und überprüft mal, ob nicht einiges etwas verstaubt und etwas antiquiert oder wie auch immer ist.

Also so nach zwei, drei Jahren begann die Zeit des Abkupferns und des Quotendenkens. Wir sind dann auch gemeinsam zum Beispiel in die GfK als gemeinsamer Quotenmesser. Das wurde zwar immer heilig beschworen: Nein, für uns steht die Quote nicht im Vordergrund, sondern die Inhalte, aber stundenlang wurde in den Redaktionssitzungen über die Quote geredet, immer mit dem Argument: Wir müssen den Politikern, die letztendlich über die Gebühren entscheiden, immer auch deutlich machen, wir sind ein Angebot für die Masse.

Das führte dann natürlich zu Vorlagen in der Diskussion, was das Selbstverständnis des öffentlich-rechtlichen Rundfunks betrifft, und das hat ja Konsequenzen bis heute, weil es gibt immer wieder die Diskussion nach der Legitimation. Einige sprechen von Legitimationskrisen. Ich bin immer der Meinung, die Gesellschaft muss diesen öffentlich-rechtlichen Rundfunk akzeptieren. Wir brauchen ihn. Entgegen meines Rufes habe ich nie die Abschaffung des öffentlich-rechtlichen Rundfunks gefordert. Auch in dem Bewusstsein, dass, was der öffentlich-rechtliche Rundfunk leisten kann aufgrund seiner sicheren Finanzierung und leisten muss aufgrund seiner letztendlich in seiner Existenz dargestellten gesellschaftlichen Bedeutung, werden die Privaten so nicht leisten können. Also ist es gesellschaftlich notwendig, dass wir den öffentlich-rechtlichen Rundfunk haben. Nur müssen wir nicht unbedingt in demselben Wald wildern.

Dann begann die Diskussion über Programmauftrag des öffentlich-rechtlichen Rundfunks, über die Wettbewerbsverzerrung mit den privaten Anbietern durch die entsprechenden Programme von ARD und ZDF und erreichte so den Höhepunkt nach dem Tausenderwechsel – es war 2003. Da habe ich dann in Brüssel bei der Wettbewerbskommission, ich kam nur bis zum Pförtner, aber immerhin – die Beschwerde des VPRT gegen die Wettbewerbsverzerrung durch den öffentlich-rechtlichen Rundfunk in Deutschland abgegeben.

Da können wir dann vielleicht nochmal drüber reden.

Okay, ich mache es zu schnell. Also zurück zum Kern. Ja, wir waren auf unsere Programme stolz, wir haben es durchgesetzt und sowohl mit der wirtschaftlichen als auch der programmlichen Entwicklung waren wir auf einem guten Weg.

Ist das ihr persönlicher Erfolg?

Nein, das würde es zu fokussieren, da waren viele beteiligt. Ich habe das Rad gedreht, was Medienpolitik betrifft, was Koordinieren betrifft, was den Gesellschafterkreis betrifft, was die technische Reichweite betrifft. Das hatte natürlich alles Ausflüsse auf das Programm, aber ich war nicht derjenige, der über den Einkauf von Serien entschied, das haben wir im Kollektiv gemacht. Da hatten wir dann andere, die da kreativer waren. Da haben die mich in der Politik losmarschieren lassen und ich habe die losmarschieren lassen, das war fast immer sehr kollegial. Das war ein Gemeinschaftswerk, wie gesagt, dahinter stand natürlich vieles an diesen Visionen von Kirch, auch die Visionen, die dann zum Schluss eben auch dazu führten, dass die Insolvenz kam und dann viele von uns dann auf der Straße saßen, aber es hat die Leute geprägt.

Kleines Beispiel nur nebenher: Wir hatten vor drei, vier Jahren ein Treffen bei einem ehemaligen Mitarbeiter aus dem kaufmännischen Bereich. Der hat immer so die Ludwigshafener, Mainzer – die Uralten – eingeladen. Es kamen 40. Es sollte eigentlich etwas, naja nicht traurig, aber ein angemessener Rahmen sein, weil unser früherer Verwaltungschef sehr früh gestorben war, mit der entsprechenden Musik. Aber nach zwei, drei Stunden entartete es dann schon zu so einer Wiedersehensfeier. Wir hatten uns zum Teil 20 Jahre nicht gesehen und das dauerte Minuten, man fremdelte nicht. Ich glaube, hätten wir an dem Abend gesagt: Leute, bauen wir nochmal einen Sender auf, da hätten alle ja geschrien. Da waren auch inzwischen gut dotierte Leute da aus anderen Sendern und und und...

Also dieses Aufbauszenario, das war für jeden der Beteiligten spannend – für mich natürlich. Aber ich würde nie sagen, dass es mein Baby war. Das war vielleicht ganz wichtig auf der Brücke, aber es war nie einer allein.

Sie haben in verschiedenen Bundesländern Regionalprogramme oder Regionalfenster. Warum ist Ihnen das in den neuen nicht gelungen?

Wir haben die Lizenz bekommen für die Veranstaltung eines Regionalprogrammes in Sachsen. Das war der Preis für die sächsischen terrestrischen Frequenzen. Es war da festgelegt. Mit einem Jahresbudget, dass wir damals auf neun oder zehn Millionen beziffert haben. Es war auch bereits ein Veranstalter ausgesucht, weil es sollte dann am besten ein nicht konzernangehöriger Veranstalter sein, sondern ein extra lizensierter, was die Medienanstalt auch gemacht hatte. Der aber dann erklärte, das Geld reiche ihm nicht. Bei der Medienanstalt und der Staatskanzlei gab es dann die Überlegung, das Geld lieber dafür zu benutzen, sächsische Medienversuche, Medienprogramme zu fördern mit dem Geld, das sie von Sat.1 bekommen. Also haben wir jährlich den Betrag überwiesen, hatten aber kein Fenster, sondern die Programmverpflichtung reduzierte sich dann auf die Bereitstellung von, ich glaube zwei, drei, nein mehr, Nachrichtenbeiträgen aus Sachsen für das Hauptprogramm von Sat.1. Also, die liefen dann in einer der beiden Nachrichtensendungen. Das heißt, man wollte dann dieses Fensterprogramm nicht mehr, sondern lieber mit der Gießkanne viele kleine Veranstalter beglücken mit Landeszuschüssen.

Die Nichtkommerziellen?

Ja, Nichtkommerzielle oder eben Kommerzielle, die es nie kommerziell geschafft hatten, aber in dem Bereich eben. Dann hat man dafür das Geld benutzt. Wir hatten kein Fenster in Sachsen, aber die Fenster waren bei Sat.1 immer umstritten. Die einen sahen da Programmstopper – was sollen wir jetzt das Programm auseinanderschalten in die einzelnen Länder, da könnten wir mit irgendeiner schicken Serie oder irgendwas doch viel mehr Geld verdienen. Andere sahen – das war dann halt immer meine Aufgabe, den Programmleuten klarzumachen – wir brauchen die Regionalen, sonst bekommen wir die Frequenzen nicht. Also war ich dann auch gleichzeitig immer verdächtig, der beste Freund der Regionalprogramme zu sein, weil ich sonst in der Politik nicht weitergekommen wäre.

Genauso wie die berühmten Drittsendezeiten, die wir ja auch aus politischen Gründen hatten. Da waren im Sender nicht viele darauf stolz, dass Alexander Kluge jetzt zu mitternächtlicher Stunde irgendwie Filmexperimente machte oder irgendwas. Aber die ganze SPD war beglückt, wenn man sagte: Übrigens Alexander Kluge bei uns nachts und so weiter. Das waren so politisch motivierte Programme.

Bei den Regionalprogrammen gehöre ich zu denen, die sagten: Wenn sie gut gemacht sind, tut es uns gut. Man kann es auch wirtschaftlich sagen: Sind sie verankert in der Region, ist die Akzeptanz in der Region besser, aber es ist natürlich von der Reichweite her verdammt schwierig zu finanzieren.

Also konkret: Dann war die Frage Berlin-Brandenburg. Da gab es bei der ARD die Diskussion: Macht man ein Berlin-Brandenburg-, Mecklenburg-Vorpommern-Programm oder macht man Schleswig-Holstein, also die jetzige Lösung. Wir hatten dann eine andere Diskussion, weil wir dachten, jetzt geht es flächendeckend auch in den neuen Ländern durch.

Ganz aktuell gibt es ja immer noch die Überlegung, ob nicht die Privaten zumindest in einen Topf zahlen sollten bei dem Thema Anreizregulierung, also eine aktuelle Diskussion über Plattformregulierung und so weiter, um die nicht mit einer Fensterlizenz bedachten Länder doch mit einer ähnlichen Förderung wie die in Sachsen zu beglücken. Natürlich sagen die Sender, warum sollten wir, was haben wir davon, es sein denn, wir kriegen dadurch Anreize. Das wären Anreize dafür, dass wir bei den Regulierungen jetzt mit diesen ganzen neuen technischen Verbreitungsmöglichkeiten irgendwo auch eine gewisse Präferenz genießen, gewisse Vorzüge genießen. Aber damit sind wir praktisch schon in einer aktuellen Diskussion.

Also wie gesagt, das war der Fall. In Berlin selbst hatten wir lange Zeit ein recht erfolgreiches Regionalprogramm. Dann kam ein zweites dazu und Hege in Berlin, der ewige Direktor der hiesigen Landesmedienanstalt, meinte also, wir müssten uns nicht selbst kannibalisieren. Er verzichtet auf das Regionalprogramm von Sat.1, was unsere Lizenz betrifft. Gut, bald drauf ging das dann eh pleite mit dem Konkurrenten. Darum gab es dann in Berlin kein eigenes mehr.

Ansonsten ist die Republik nicht flächendeckend, aber schon mit, wie gesagt Bayern, Rheinland-Pfalz, Nordrhein-Westfalen, Schleswig-Holstein, Hamburg, Bremen, Niedersachsen beglückt mit Regionalprogrammen. Ich halte es für Journalismus, andere für eine verhängnisvolle Medienentwicklung.

Sie waren bis 2004 Geschäftsführer von Sat.1?

Vorstand ProSiebenSat.1 dann ja.

Warum haben Sie dann aufgehört? Wollte man Sie dann bei Sat.1 nicht mehr?

Also man ist interessanterweise ein paar Monate vorher dem Beispiel des Hauses Bertelsmann gefolgt und hat gesagt: Okay, für Vorstände gilt das 60. Lebensjahr als das Datum, in dem man ausscheidet. Ich könnte es als Punkt dabei belassen und sagen, ja so war es.

Nachdem aber bekannt ist, dass diese Regel danach nicht mehr so streng galt, ist auch klar, das war nicht freiwillig, sondern das war letztendlich eine Entscheidung des neuen Investors Haim Saban. Ich sage mal, für Ausländer ist sicher die deutsche Medienlandschaft nicht so immer leicht erklärbar. Sie ist schon schwierig, und dann hat man die Länder, dann hat man den Bund und dann gibt es noch Europa. Ich erinnere mich noch, als Haim Saban mich fragte: „Jürgen, wann hast du die Werbung bei ARD/ZDF abgeschafft?“ Und erwartete wohl eine Antwort, entweder drei Monate, vier Monate, fünf Monate. Ich machte zum Beispiel den Fehler, ihm das erklären zu wollen. Seine Reaktion war dann, dann schicke ich meine Rechtsanwälte. Gut, die Werbung gibt es noch trotz der Rechtsanwälte. Aber das ist nur ein Beispiel dafür, da stand so irgendwie die Politik oft dem kommerziellen Denken entgegen.

Medienpolitik des VPRT

Sie waren dann Vorsitzender des Bundesverbandes Kabel und Satellit, waren Vize-Präsident des VPRT und langjähriger Präsident des VPRT. Sie waren da in vielen, ich habe sie erlebt, in vielen medienpolitischen Diskussionen, vor allen Dingen „Elefantenrunden“. Welche medienpolitischen Positionen waren Ihnen insgesamt besonders wichtig?

Also, es ging um unsere Interessen, was die Finanzierung betrifft. Das heißt, Abbau von Werbebeschränkungen, das schon mal zitierte Thema technische Reichweiten, das betraf ja alle Sender, nicht nur Sat.1. Das war also dieser eine Kampf.

Das Zweite war natürlich immer der öffentlich-rechtliche Rundfunk als Wettbewerber und das Pochen auf Regeln, die nicht zu einer Wettbewerbsverzerrung führen oder die sie verhindern sollen, die Wettbewerbsverzerrung verhindern sollen.

Das Dritte war natürlich auch die Darstellung des privaten Rundfunks als wesentlichen Wirtschaftsfaktor. Natürlich hieß es immer in der Regulierungsdiskussion: Wir sind keine Schraubenfabrik, wir sind Rundfunk. Aber wir sind eben wirtschaftlich unter Marktbedingungen angetreten, die vergleichbar sind mit jedem anderen Wirtschaftszweig. Das

heißt, das waren so die Verbandsschwerpunkte. In der Wahrnehmung war es natürlich so, dass gerade die ersten, man kann fast sagen, zehn Jahre oder noch länger es immer war die Auseinandersetzung öffentlich-rechtlich/privat. Damit wurden unzählige Elefantenrunden bestückt und immer in der Erwartung, dass es jetzt gleich fetzt. Es muss ja unterhaltend sein, und ich glaube, das habe ich auch hinreichend geliefert.

Das haben Sie erfüllt, ja.

Ja, es hat ja auch wechselseitig oftmals Spaß gemacht. Man kannte sich und ich habe mal Markus Schächter dann, nachdem wir uns das wievielte Mal auf Elefantenrunden getroffen hatten, gesagt: „Lass uns doch einfach mal unvermittelt die Situation einnehmen, dass du versuchst meine Rolle zu spielen, ich übernehme deine. Wenn die Leute die Augen zu machen, werden sie keinen Unterschied in den Argumenten mehr hören, nur von anderen“. Also wir kannten uns gut, und ich habe das auch deswegen nicht so als Kriegszustand empfunden, weil bei mir war es immer wichtig, und das ist mit vielen gelungen, da konnte man sich fetzen auf Podien mit hohem Unterhaltungswert, aber man konnte danach auch wieder zusammen Bier trinken gehen. Wie auch immer, das hat jetzt nicht zu einer Kumpanei geführt, aber man hat seinen Job gemacht und wenn der andere gut drauf war und es einem schwergemacht hat, war man nicht beleidigt, sondern hat gesagt: „Respekt, hast du gut gemacht. Das nächste Mal bin ich wieder dran“.

Also man zog schon fast wie so ein Unterhaltungszirkus in Sachen Medienpolitik durch die Elefantenrunden der Republik, aber immer natürlich bestrebt auch eine Stimmung für die eigene Branche zu erzeugen. Uns war allen klar, wir sind ein Programmpunkt und jedes Gespräch mit einem Landtagsausschuss oder Ministerpräsidenten oder wem auch immer konnte wichtiger sein, aber für die Stimmung war es eben notwendig: sind die Privaten wieder abgeschmiert, waren die Öffentlich-Rechtlichen zu überheblich... Also es konnte so ungefähr jeder die Bestätigung seiner Position in solchen Runden finden, und das musste man eben bedienen.

Aber in der Tat galt Medienpolitik für viele nicht als ein Thema, das jetzt die Republik bewegt, sondern es war so ein Zirkus mit immer ähnlichem Publikum. Entsprechend war ja auch, man musste in der Politik nicht Medienpolitik verstehen, um erfolgreich zu sein. Anders herum, wenige Medienpolitiker wurden dann auch in der Politik wegen der Medienpolitik groß respektiert. Es war immer mehr so ein Spezialthema, weil letztendlich hat dann doch nur interessiert: Wer wird Intendant da? Ist bei euch jemand pleite? Wo gab es wieder einen Programmskandal oder wie auch immer... Also wenn es irgendwo knallte ja, aber so als ständiges Arbeitsfeld und das war eigentlich die meiste Zeit, man saß in vielen Arbeitskreisen der Parlamente. Wir mussten das ja alles 16-mal machen durch alle Länder bei jedem Staatsvertrag, durch alle Länder und jeder Ausschuss, jeder Hauptausschuss jedes Landtages, wollte dann schon von einem das hören, was man schon oft gelesen hat, aber das bedeutete Präsenz, dann kamen auch die Anhörungen dazu, wenn es um den öffentlich-rechtlichen Rundfunk ging.

Also da ist sehr vieles an harter Arbeit gelaufen, was öffentlich gar nicht wahrgenommen wurde, aber was zwingend notwendig wurde, weil es betraf ja immer unsere Existenz. Und von daher hat der VPRT meines Erachtens auch unabhängig von mir, auch was hier

die Geschäftsstelle betrifft und auch was die heutige Situation betrifft, eine ganz ganz zentrale Aufgabe und diese meines Erachtens auch immer besser gelöst.

Sie haben gerade gesagt, das ging nur um einen Unterhaltungszirkus und eigentlich war man sich hinter den Kulissen dann doch nicht so fremd. Wieso sagen Sie dann bei den Medientagen München, Sie seien bekannt als „offensive Mehrzweckwaffe gegen die Öffentlich-Rechtlichen"?

Die „Mehrzweckwaffe" hat mit den verschiedenen Feldern der Auseinandersetzung zu tun. Es gab sehr streng juristische Diskussionen. Es gab die Diskussionen dann um Medienstaatsverträge. Man musste ja auch als, ich sage mal, politisches Frontschwein die Inhalte diskutieren. Ich war immer wieder im Clinch in München damals; München hatte das Thema Jugendschutz zu bearbeiten, auch für die anderen Landesmedienanstalten. Professor Ring sah sich da als oberster Jugendschützer der Republik, was auch eine gewisse Aufmerksamkeit sichert und da dagegenzuhalten und zu versuchen Jugendschutz auf den Grund zu gehen, was ist jugendgefährdend oder was ist höchstens Geschmackssache. Da anfangen zu differenzieren, das waren auch schon inhaltlich herausfordernde Diskussionen.

Dann brachte das ja mit sich die Tätigkeit, dass man dann auch im Zentralausschuss der Deutschen Werbewirtschaft wieder diskutiert. Da ging es dann um die Frage, die in der Gesellschaft dann doch eine große Rolle spielte, ich sage mal, Thema „Komasaufen". Die Werbung in den Programmen der Privaten immer mehr so als Verursacher von gesellschaftlichen Defiziten, eine Werbeverbotsdiskussion, wenn es um Gesundheitsprobleme geht. Da konnten wir nicht mit irgendeinem Schlagwort oder was weiß ich antworten, sondern in den ganzen Diskussionenen war man persönlich und gerade ich persönlich immer engagiert. Und darum war, wenn Sie es so wollen, dieses Medientagepositionieren, war so die Spitze eines Eisberges, wenn es um die Arbeit ging. Da ging es im Wesentlichen darum, wie ist meine Form und hat man eine bessere Formulierung und kann man irgendwo mit einer knalligen Formulierung das Publikum hinter sich bringen. Da habe ich es aufgegeben, irgendwann zu versuchen gegenüber Österreichern da einen großen Punkt zu setzen. Da gab es eben Thoma auf der einen Seite, den Kofler auf der anderen Seite. Das war Schmäh am besten, und das Thema war dann abgearbeitet. Da blieb einem als braver Deutscher nur die Argumentation in der Sache oder aber verschärfte Aussagen in den Sachthemen, aber eben weniger Schmäh. Von daher sicher Vielzweckwaffe, sowohl die Speerspitze, auch was die Öffentlichkeit betrifft, aber eben auch was die ganzen echten Anhörungen, Arbeitssitzungen, internen Sitzungen, Meinungsbildung betrifft, bis hin zur Formulierung von inhaltsschweren Beschwerden.

Sie sind immer wieder nach Brüssel geflogen oder nach Karlsruhe gefahren, um bestimmte Probleme lösen zu lassen. War das denn wirklich der einzige Ausweg?

Also so häufig war ich da gar nicht. Wir haben öfter nur damit gedroht. Beim Bundesverfassungsgericht war ich einmal dabei, da ging es aber um die Frage, ob Gerichtsurteile im Fernsehen übertragen werden dürfen. Das war damals mal ein wichtiges Thema.

Aber wichtig war für uns, weil die EU sich immer stärker auf so eine Rahmenregulierung eingelassen hat, was Rundfunk in der EU betrifft. Bis heute erkennbar, wenn man sieht, wie stark die Position Brüssels in der ganzen Digitalpolitik ist und heute noch viel stärker als damals. Aber damals eben als Wettbewerbskommission. Und da gab es eben einen Punkt, und der war dann gegeben, als die Öffentlich-Rechtlichen begonnen haben, in dem Onlinebereich immer mehr Programme anzubieten. Die Frage: Findet da nicht eine Wettbewerbsverzerrung statt, mit Gebührengeldern hier in den Markt jetzt auch zu expandieren? Und in Brüssel gab es eine Transparenzrichtlinie, die für den Wettbewerb galt zwischen staatlich finanzierten Unternehmen und privatwirtschaftlich finanzierten Unternehmen. Letztendlich dahinter steckt die Frage, sind Gebührengelder Beihilfen im Sinne des Europäischen Rechts oder nicht.

Das waren Themen, mit denen habe ich, ich glaube ein Jahr lang viele Leute gelangweilt, ich weiß von meinen kleineren Berliner Medienkreisen bis hin auch zu Medientagen kam ich dann um die Ecke mit Transparenzrichtlinie und mit Beihilfeproblematik und hatte den Eindruck, das langweilt jetzt wirklich jeden, aber irgendwas ist da möglich. Gut, man hat mir dann auch vom Verband grünes Licht gegeben. Ich weiß heute noch nicht so mehr, ob man dachte: „Naja gut, lass ihn jetzt halt mal“ oder ob man wirklich überzeugt war, dass daraus was werden kann. Also irgendwann durfte ich dann in Brüssel die Beschwerde abgeben, von der wir wussten, dass sie natürlich für viele ein rotes Tuch ist; für die Länder, die durch Brüssel ihre Zuständigkeit für die Medien tangiert sahen. Also alle Föderalismus-Fans in Deutschland sahen sich da schon mal beleidigt. Dann für die Frage Verhältnis Bund, Länder und Europa, wie weit kann sich Brüssel überhaupt einmischen in den Rundfunk in Deutschland. Ich habe schon vorher mal bei einem hochkarätigsten CSU-Mann gesagt: „Seht Ihr das als Kriegserklärung, wenn wir jetzt hier Brüssel einschalten?“. Er sagte mir dann: „Von der Sache habt ihr Recht, aber das habe ich nie gesagt“. Das Abtasten fand schon statt.

Dann durfte ich, wie gesagt, die Beschwerde beim Pförtner der Wettbewerbskommission in Brüssel abgeben und dann warteten wir gespannt. Es gab Gespräche dann mit Mitarbeitern der Kommission. Irgendwann begannen auch die Intendanten der ARD und ZDF zu merken, da tut sich was und flogen dann zu Gesprächen mit den Kommissaren ein. Wir haben auch mit den Kommissaren gesprochen, aber auch mit den Mitarbeitern, die den Fall auf dem Tisch hatten und und und... Also, nach einem Jahr hat Brüssel erklärt: Ja, es gibt die Wettbewerbsverzerrung durch Gebührenfinanzierung. Deswegen muss klar geregelt sein, was der öffentlich-rechtliche Rundfunk im Onlinebereich darf oder nicht darf. Das dauerte dann nochmal vier oder fünf Jahre, in denen immer die Verhandlungen stattfanden, zwischen einmal der Bundesrepublik Deutschland und Brüssel, weil in Brüssel die Bundesrepublik vertreten ist als Organ und nicht die Länder. Die Bundesregierung hat wiederum eine Abstimmung mit den Ländern, was sich so an einem Streit festmachte: Ist das überhaupt eine Beihilfe? Ist das ein Wirtschaftsgut, der öffentlich-rechtliche Rundfunk? – Wettbewerbsrecht. Oder gelten für ihn andere, rein gesellschaftliche Normen?

Dann kam es zu einem Kompromiss zwischen Brüssel und dann Berlin und einem neuen Rundfunkstaatsvertrag, der das dann auch regelte. Dieser Rundfunkstaatsvertrag ist, glaube ich, heute mehr bekannt wegen des ach so beliebten Drei-Stufen-Testes

und anderes, aber er regelt eben auch, dass es eine Marktbeobachtung geben muss bei neuen Angeboten von ARD und ZDF; welchen Einfluss haben sie auf die wirtschaftliche Situation privater Angebote? Das mündete alles in den elften Rundfunkänderungsstaatsvertrag.

Davor fand ein Marathon von öffentlichen Diskussionen statt. Der Federführende für ARD und ZDF war damals Fritz Raff als ARD-Vorsitzender, der leider viel zu früh gestorbene Intendant damals des Saarländischen Rundfunks, und mir. Wir trafen uns manchmal dreimal am Tag auf irgendwelchen Podien, haben abends dann oft noch im selben Hotel kräftig einen getrunken, aber fetzten uns wochen- und monatelang. Dann gab es eben den Kompromiss mit den Konsequenzen, die bis heute erkennbar sind, die man heute auch neu hinterfragen muss, was damals geregelt wurde.

Es wurde letztendlich dadurch gelöst, dass die Bundesregierung sagte: „Nein, Gebühren sind keine Beihilfe, aber wir vereinbaren dies mit Brüssel“ und Brüssel sagte: „Doch Gebühren sind Beihilfen, aber wir vereinbaren das“. Also so ein klassischer Kompromiss. Er brachte uns einiges an Klarheit, einiges an Beschränkungen. Er brachte unzähligen Rechtskanzleien sehr sehr viel Geld, die die ganzen Gutachten erstellten. Aber es war mit Sicherheit einer der größten Erfolge des VPRT.

Und Sie sind seit 2012 nicht mehr Präsident des Verbandes gewesen. Die offizielle Begründung lautet, weil es keinen Präsidenten mehr gab.

Ich hatte mit Tobias Schmid schon recht früh vereinbart, dass es Zeit ist, mal einen Wechsel zwischen den Häusern vorzunehmen, nachdem die Funktion des ersten Sprechers, sage ich jetzt mal, der Interessen für die privaten Anbieter, die ganze Zeit bei Sat.1 gelegen hatte, dass jetzt mal RTL dran ist. Das war das Eine.

Das Zweite ist, dass sich damals ankündigte die Gründung einer Allianz, bei der es um eine Bündelung gemeinsamer Interessen der Kreativwirtschaft ging. Ich sagte, dass könnte ich mir gut vorstellen, das zu versuchen und dann regelten wir das erstmal untereinander. Das war im Gegensatz zu meinem Ausscheiden bei Sat.1 eine beidseitig gern und positiv gefasste Vereinbarung.

Seit der Zeit mache ich jetzt diese Koordinierung der Deutschen Content Allianz. Tobias Schmid ist schon auf dem nächsten Sprung in eine neue Funktion, aber das ist nicht vergleichbar mit dem Ausscheiden damals von Sat.1 und hat damit auch nichts zu tun, weil auch das Ausscheiden bei Sat.1 nicht dazu führte, dass ich dann eben auch beim Verband ausschied, sondern das geschah ja erst ein paar Jahre später.

Content Allianz

Was machen Sie heute? Sie kümmern sich also um die Deutsche Content Allianz?

Hervorgegangen ist die aus einem Antrittsbesuch von mir bei der Intendantin des Westdeutschen Rundfunks als neugewählte ARD-Vorsitzende. Wir kamen zu dem Ergebnis – aktuell Thema war damals HbbTV, also die Internettechnologie für Fernsehen, mit

Widerständen –, wo wir sagten, können wir da nicht zusammenarbeiten, wir haben doch da identische Interessen. – Ja. Gilt das nicht auch für andere Themen? – Ja. Ausgangspunkt war dann, dass wir gesagt haben, versuchen wir doch mal zu definieren, wo haben wir gemeinsame Interessen, gerade im Hinblick auf die Technologie, aber auch was Regulierung betrifft. Wo haben wir unterschiedliche Interessen, wo es auch dabeibleibt, dass die dann auch ausgefochten werden. Es sollte also keine irgendwie Verniedlichung/Verharmlosung von Gegensätzen sein, aber die Erkenntnis, wenn man gemeinsame Interessen hat, ist man in einer ganz anderen Situation, wenn man sagen kann, ARD, ZDF und VPRT präferieren das, wünschen das, lehnen dies ab, als wenn es jeder alleine macht.

Daraus wuchs sehr schnell die Erkenntnis, dass das eigentlich Themen sind, die sehr stark auch mit dem Thema Urheberrecht verbunden sind, weil der Wert der Inhalte braucht auch immer eines gewissen Schutzes, weil all die, die in der Kreativwirtschaft arbeiten, auch von dem, was sie tun, leben müssen und dann wurde sehr schnell ein Bündnis daraus, dem hinzutraten eben auch der Börsenverein des Deutschen Buchhandels, die Filmwirtschaft, die Musikwirtschaft, die GEMA, Drehbuchautoren. Also alles, was man heute unter Kreativwirtschaft versteht mit den Schwerpunkten Netzpolitik, Urheberrecht unter dem Gesichtspunkt Werte. Und zwar Werte als gesellschaftlicher Wert, dessen was wir herstellen und Wert, was den ökonomischen Bereich betrifft.

Wir sind, was wenige wissen, nach der Automobilindustrie und nach dem Maschinenbau die drittstärkste Branche im Wirtschaftsleben der Bundesrepublik. Es ist vielen nicht bekannt und auch das muss man denen immer wieder klarmachen, die rein unter arbeitsmarktpolitischer Sicht oder Anteil an der wirtschaftlichen Entwicklung dieses Landes den Wert von Unternehmen bemessen. Das heißt, wir haben einen ökonomischen Wert, aber wir haben, und das zeigt jetzt die Diskussion in diesen Wochen und Monaten immer mehr, auch einen unverzichtbaren gesellschaftlichen Wert. Gerade in Zeiten, wo die Informationsbeschaffung nicht das entscheidende Thema ist, sondern der Umgang mit Informationen, die Arbeit mit Informationen. Den ganzen Medien kommt hier eine Funktion zu, die mal unbestritten war, die dann viele Jahre in dieser, ich sage mal, Entauthorisierung verloren schien. Es gab immer mehr Programme, immer mehr Inhalte – wie jetzt wieder jedem bewusst wird – und von daher gesehen, ist diese Wertediskussion das oberste Ziel.

Es ist natürlich schwer, wenn sie so viele Fachverbände haben, dann immer den kleinen gemeinsamen Nenner herzustellen. Darum ist die Content Allianz jetzt bei der aktuellen Rechtsprechung, ich sage mal Leistungsschutzrecht und so weiter, oder Plattformregulierung, nicht immer einer Meinung, sondern da hat jede Branche immer mal wieder ihre eigenen Interessen, da haben sie ihre eigenen Geschäftsstellen und da kämpfen sie das auch durch. Nur die Argumentationsbasis für dieses Besondere, was die Regulierung dieser Bereiche betrifft, kann immer nur der Wert sein. Diese Wertediskussion, wir sind eben nicht nur, was weiß ich, Schraubenfabrik, sondern wir haben Wert, wir haben eine Verantwortung und dass wir dies haben, ist ja aktuell nachweisbar/nachlesbar.

Es gab eine Zeit, wo das alles nur unter kommerziellen Gesichtspunkten diskutiert wurde. Da kommt jemand, der wie ich eigentlich von den Inhalten herkommt, kommt sich

dann vor wie aus der Zeit gefallen. Wenn man dann diskutiert, wie das mal war, heißt es: Na gut, entweder Opa erzählt vom Krieg oder der Vater erzählt von den 68ern, aber wie aktuell das wieder geworden ist. Das ist so wie eine Triebfeder. Und ich habe mir gesagt: Wenn ich die Möglichkeit habe, das zu koordinieren und wenn es mal auch aufhört, dass die Verbände sich Sorgen machen, wenn es ein gemeinsames Dach gibt, dass man ihnen was wegnimmt oder wie auch immer. Nein, es geht um die Unterstützung, weil es, wenn wir zu zehnt oder zu elft gemeinsam, mal praktisch gesagt, bei der Kanzlerin oder bei Herrn Gabriel sind oder wie auch immer und die lernen kennen, das ist jetzt nicht so ein Interessensverband, der wieder für seine Bücher, seine Zeitungen, seine Musikstücke oder was weiß ich, seine Sonderadressen macht, sondern allein mit dieser Breite dokumentieren: Es ist hier die Kreativwirtschaft am Platz. Dann haben wir eine andere Wahrnehmung, und das zu nutzen ist richtig.

Ich weiß, dass es da noch viel Entwicklungspotential gibt, was diese Content Allianz betrifft, was die öffentliche Wahrnehmung betrifft. In der Politik weiß man zumindest, dass es uns gibt und ab und zu auch wir laut werden, gerade bei Digitalgipfeln und anderem. Aber ich habe mir geschworen, ich will noch mal versuchen, dass das Ding richtig ins Laufen kommt, so wie damals das mit dem Privatfernsehen ins Laufen gekommen ist. Weil ich es einfach für zwingend notwendig halte, es zu machen und wenn man dann auch noch den Zuspruch kriegt des neu gewählten Verbandspräsidenten und anderes, wie jetzt gerade wieder von Herrn Döpfner und anderen, dann denkt man: Ja, der Weg ist richtig. Das zu realisieren ist verdammt schwer, man hat mit Menschen zu tun, aber der Weg ist richtig und das treibt mich um und an.

Was war das Schönste an Ihrem bisherigem Berufsleben?

Natürlich verklärt sich im Nachhinein immer so eine Gründerphase. Das ist sicher das Spannendste, diesen Aufbau miterlebt zu haben, mitgestaltet zu haben, war sicher die spannendeste und auch befriedigendste Zeit.

Aber ich habe eigentlich jede Herausforderung gerne gemocht, aber wie gesagt, das war schön, das war spannend, da hat man Menschen gehabt, die so getickt haben, wie man selbst, das verdient auch das Prädikat schön. Den privaten Bereich habe ich jetzt mal ausgeschlossen im Moment.

Und worüber haben Sie sich am meisten geärgert?

Ich habe mich geärgert vor allem in den Zeiten, als der Rundfunk mehr oder weniger ausschließlich als Wirtschaftsgut definiert wurde. Deswegen empfinde ich das, was heute stattfindet, als eine gewisse späte Bestätigung. Es war so, na gut am Anfang waren wir Rundfunk – Thema Hymne, alte Zeit, alle Zeit abgeschnitten. Jetzt sind wir ein ökonomischer Faktor und alles andere ist gestrig.

Jetzt merkt man, es ist nicht gestrig, sondern wenn man wirklich Rundfunk begreift als einen Bereich, der die Gesellschaft auch heutzutage noch beeinflussen kann im positiven Sinne, die Art und Weise, wie er informiert, die Art und Weise, wie er versucht Meinungen darzustellen, wie er versucht, Hintergründe zu liefern. Dass das alles nicht

einfach weggeschlagen, weggehauen werden darf aus ökonomischen Gründen, sondern dass es da eine Verantwortung gibt. Wenn man eben vom Journalismus kommt, ist man dann irgendwo so verseucht, es auch zu bleiben, dass man an die Zukunft der Inhalte glaubt. Darum gehöre ich zu denen, die wissen, wie verdammt schwer das heute ist, Journalist zu sein. Es liegt aber daran, dass auch so viele herumtasten und alle schwärmen vom Wagniskapital, aber keiner nimmt es in die Hand und vieles mehr.

Aber ich glaube, dass die Inhalteanbieter eine gesicherte Zukunft vor sich haben, weil man sie braucht. Die Gesellschaft ist tot, wenn es sie nicht mehr gibt und von daher gesehen, denke ich, ein bisschen mehr Mut, ein bisschen mehr Vertrauen und ein bisschen mehr Engagement und dann macht es richtig Spaß in dieser Branche tätig zu sein.

Schönes Schlusswort.

Ja, ist aber so. Ich meine das so. Da kann ich richtig losbrennen.

(Die rundfunkhistorischen Gespräche werden freundlicherweise von den Landesmedienanstalten mabb und LfM finanziell unterstützt.)